

Liebe Kolleg:innen, liebe Begleiter:innen, liebe Freund:innen, liebe Familie!

Von vielen Menschen mit herzlichen Worten zum Abschied getragen zu werden, macht ein gutes, leichtes und hoffnungsvolles Gefühl.

Danke dafür: Christa Schnabl, Rudolf Richter, Kurt Appelt und Uli Brand.
Danke Leila Hadj Abdou, Ivan Josipovic, Danijela Rajic, Stefan Schreier, Julia Mourão Permoser, Ilker Ataç und Oliver Gruber.

Gleichzeitig: Hier zu Stehen ist Abschiednehmen von Vertrautem, von Bekanntem und von Bekannten, ja von einem 25-jährigen Berufsalltag alleine an der Universität Wien.

Als mir, vor etwa einem Jahr, überaus freundlich aber dennoch bestimmt, mitgeteilt wurde, dass rechtzeitig ein Raum für meine Verabschiedung angemietet werden müsse und ich somit ein passendes Datum nennen möge, seither spüre ich innerlich Irritation, Unsicherheit, Unruhe, eine Abwehr des faktisch Nicht-Abwehrbaren. Mit anderen Worten: Die letzten Monate waren nicht unbedingt eine gelassene, entspannte Annäherung an den sich immer deutlicher merkbar machenden Lebensabschnitt „Ruhestand“. Aber nach nun erst 13 Tagen der oftmals erwähnten „neuen Abenteuer“ oder, wie es jemand in einer Email ausdrückte, der „Zeit der freieren Entscheidung darüber was du tust“, kann ich sagen, es beginnt bereits sich ein wenig gut anzufühlen.

Aber noch bleibt der Übergang eine emotionale Auf- und Abwärtsbewegung. Vor wenigen Tagen schickte mir der ZID (Zentrale Informatikdienst der Universität Wien) eine Email mit der Mitteilung, dass meine Telefon-Nebenstelle 49415 „unwiderruflich gelöscht“ werde. Vor dem Hintergrund dieser Nachricht schau ich also bereits heute auf mein jahrelanges Arbeitsumfeld zurück.

Eine Vorbemerkung möchte ich noch machen: Angesichts der geopolitischen Lage, der kriegerischen Verwerfungen, der Flucht und der anstehenden Wohlstandsverluste bzw. Armutsgefährdungen von Vielen in Europa müssen die folgenden Bemerkungen in die Kategorien Luxus und Nebensächlichkeiten fallen. Wenn ich dennoch über Persönliches rede, dann sind dies zwar politisch Nebensächlichkeiten und doch, im Moment, sind sie für mich eine Hauptsache.

Ich werde meine Abschiedsworte in drei Teile gliedern: Abschiednehmen, Neuanfangen, Dank.

Teil 1: Abschiednehmen und Zurückblicken

Das Abschiednehmen bedeutet vieles; u.a. das Leben, in diesem/meinem Fall, das weit ins Private ausapernde Berufsleben zu ordnen, zu strukturieren, ja ein Stückweit zu deuten und zu konstruieren, um angesichts der Finalisierung eines Lebensabschnitts dem Ganzen Sinn und Bedeutung zu geben.

Abschiedsworte zu formulieren, ist also auch eine Herausforderung. Ich habe mich dieser über einige Fragen genähert, die mir in den letzten Wochen und Monaten zum Thema Pensionsantritt gestellt wurden. Diese wohlwollenden Fragen sind die strukturierende Inspiration der folgenden Ausführungen. In diese werden einige politische und persönliche Facetten eingebaut, selektive Beobachtungen und Erfahrungen aus meinem universitären Arbeitsalltag verpackt.

Eine nicht selten gestellte Frage lautete: Was wirst du vermissen? Zur Beantwortung dieser Frage werde ich ein wenig ausholen, einen sozialen Kontext herstellen, der immer wieder Zeitsprünge verlangen wird.

Viele der hier im Raum Versammelten kennen die sog. Juristenstiege, den Aufgang in der Nähe der ehemaligen Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät im Hauptgebäude, wo zwischen den beiden Treppen eine gutmütig wirkende Kaiser-Franz-Josefs-Statue über das Geschehen wacht. Früh hat sich diese Stiege in mein Erinnerungsvermögen eingegraben. Es muss das Frühjahr 1972 gewesen sein, eine weitschichtige Verwandte, damals Germanistik-Studentin in Wien, zeigte mir, dem katholischen Mädchen vom Land, die Großstadt. Das Burgtheater und die Universität gehörten zum Pflichtprogramm. Ich war tief beeindruckt von der Stadt, vom Burgtheater, vom Arkadenhof der Universität; insbesondere blieb mir aber die Juristenstiege im Gedächtnis. Und all diese Orte wirkten unwirklich, jedenfalls sehr weit weg von dem, was für mich in Reichweite schien. Später, bei meinen zahlreichen Aufstiegen zum Hörsaal 33 im Hauptgebäude, hat sich diese frühe Erinnerung immer wieder gemeldet; und, wenn die Vorlesungen vor oft einer großen Zahl an Studierenden auch manchmal ziemlich kraftraubend sein konnten, stets überwog das Gefühl der Genugtuung hier zu sein. Didier Eribon beschreibt in seinem Buch „Rückkehr nach Reims“ autobiographisch Milieu- und Aufstiegsmuster. Allerdings möchte ich für mich in Anspruch nehmen, dass ich mein Herkunftsmilieu nie abgeschüttelt habe, die Erfahrungen nicht zurücklassen konnte; die Genugtuung fühlte sich eher wie ein Sieg über die Verhältnisse, ermöglicht durch politische Reformen und visionäre Kämpfe der Frauenbewegung, an.

Meine sozio-kulturelle Herkunft, konkret das bäuerliche Milieu, hat mich keineswegs für ein Studium prädestiniert; und schon gar nicht dafür, an der Universität einmal meinen Arbeitsplatz zu suchen und zu finden. Vor diesem Hintergrund: Studieren empfand und empfinde ich nach wie vor als Privileg, und zwar nicht nur, weil damit meist besser bezahlte Berufe und ein höheres Prestige einhergehen, sondern auch, weil mit einem Studium doch, trotz aller Kritik am ECTS-Sammeln, Lebenszeit gewonnen wird, Bildung einher geht, räumliche und soziale Mobilität möglich wird und sich so viele interessante Perspektiven eröffnen. An einer Universität zu arbeiten, so meine Wahrnehmung, erforderte zwar eine Stückweit anstrengende Identitätsfindung (Stichwort Frauenleben in Männerwelten; Stichwort

Intersektionalität); Tätigkeit und Umfeld beinhalten aber vergleichsweise primär Chancen und Rechte – hinsichtlich der sozialen Sicherheit, der nicht zu knappen Reisemöglichkeiten im Zusammenhang mit Forschungsprojekten, bei universitären Exkursionen oder für internationale Gutachterinnen-tätigkeit.

Mein im Jahre 1998 vom Bundesminister für Wissenschaft und Verkehr ausgestellter Berufungsvertrag enthielt, u.a., den Hinweis auf das Pensionsantrittsalter mit 65 Jahren. Die Ernennungsurkunde führte explizit aus, dass diesbezüglich keine Unterscheidung zwischen Frauen und Männern gemacht werde. Das gleiche Pensionsantrittsalter war zu jener Zeit, abseits vom Beamtendienstrecht, unüblich. Dennoch habe ich mich damals bereits über den Passus des gleichen Pensionsantrittsalters gefreut, denn es überzeugte mich nie, dass die Doppelbelastung durch eine frühere, folglich geringere Pension kompensiert werden könnte.

Was werde ich also vermissen? Vermissen werde ich, nach heutigem Wissen, die Kontaktmöglichkeiten, die Neugierden auszuleben, der Faszination für das Unbekannte nachzugehen; vermissen werde ich auch, dass Unbekanntes und Neues zum beruflichen Alltag gehören, ja auf mich wiederholt von sich aus zugekommen sind, ohne dass ich manchmal selbst viel dazu tun musste. Ein Beispiel: Das Botschaftspersonal hat regelmäßig Kommunikés an ihre Regierungen zu verfassen. Vor diesem Hintergrund hatte ich wiederholt die Möglichkeit, Delegationen zum Mittagessen zu begleiten, ihnen Einschätzungen über österreichische und europäische Politik zu geben und dabei auch, vice versa, Interessantes, Informelles über weltpolitische Zusammenhänge und länderspezifische Aktivitäten zu erfahren.

Vermissen werde ich weiters die jungen Denk- und Sichtweisen, die Studierenden und die Lehre. Ich habe es gemocht, mich bei Seminaren und Vorlesungen herauszufordern, Zusammenhänge herzustellen, auf analytische Zugänge hinzuweisen. Dennoch soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Lehre oft auch Belastung war, nicht an sich, sondern Umfang und Art, die vielen Vorlesungen, die vergleichsweise wenigen direkten Kontaktveranstaltungen, die den Zugang zu Studierenden erst relativ spät im Studium ermöglichen.

Vermissen werde ich schließlich den sozialen, gesellschaftlichen Status, der mit einer Uni-Position einher geht. Dieser Status öffnet Türen, eröffnet Kontakte, er macht dich für andere interessant. Vermissen werde ich somit die Möglichkeit, Interessantes zu tun, Projekte anzugehen, die eine oder andere Idee auch umzusetzen, mich in gesellschaftliche und politische Debatten zu involvieren.

Implizit steckt in der Frage, was vermisst werden wird, auch die Frage, was nicht. Die Uni ist für dauerhaft Angestellte, für Professor:innen, ein Arbeitsplatz mit großer Entscheidungsfreiheit über das Was und das Wie, über die Organisation der Arbeit. Diese Freiheit ist wunderbar, sie hat aber auch Kehrseiten, die ich weniger vermissen werde, nämlich:

Den steten Druck, immer mehr tun zu sollen, nie fertig zu sein, nicht professionell genug zu sein. Dieser Eindruck hat sich im Laufe der Jahre insoferne intensiviert, als

alle drei Anforderungsbereiche gleichzeitig dringlicher wurden: Lehre, Forschung und Verwaltung (Selbstverwaltung und Forschungsverwaltung).

Vermisse ich auch nicht die Spannung, den Spagat zwischen Gesellschaftsnähe und Gesellschaftsdistanz. Anders ausgedrückt: Was ist die Antwort auf die gesellschaftliche Funktion der Universität? Die Perfektionierung des akademischen Feldes, das nicht immer und primär einen gesellschaftlichen Mehrwert einschließt? Freiräume zu schaffen, um aktuelle Probleme zu bearbeiten, Lösungen zu finden und diese zu kommunizieren?

Schließlich: Was ist lieb gewordene Gewohnheit geworden und soll es weiterhin bleiben? Berufsbedingt hatten wir, Gilg und ich, zwei Wohnsitze, pendelten über viele Jahre zwischen Wien und Innsbruck; wir genossen zwei Zuhause, beklagten manchmal die langen Zugfahrten, die zu leeren am Anfang des Wochenendes und die zu vollen Kühlschränke am Ende. Jetzt, unter Ruhestandsbedingungen, wäre das Pendeln zwischen zwei Städten nicht mehr notwendig. Siehe da, es stellt sich heraus, dass wir weiterhin gerne pendeln, weil wir in Innsbruck Freunde und Freundinnen haben, die wir nicht missen wollen. Das gleiche gilt für Wien! Und das Klimaticket macht's möglich!

Teil 2: Vielleicht Anfänge

An meinem Institut wird durch die Nachfolge ein Anfang realisiert werden. Für diesen Vorgang hat die Universität ihre institutionellen Prozeduren bereits in Gang gesetzt. Ich wünsche der Person, die diese Planstelle am Institut für Politikwissenschaft einnehmen wird, alles Gute, und hoffe, dass einzelne meiner Ansätze, Lehr- und Forschungsperspektiven weitergetragen werden.

Persönlich sind die Neuanfänge anders gelagert. Ich werde wohl ab nun nahezu selbst die Choreographin meiner verfügbaren Zeit und meiner Aktivitäten sein (müssen). Die Institution mit ihren Regeln, Gewissheiten, Ansprüchen und Anforderungen fällt aus.

Dabei sollte ich bei den persönlichen Erwartungen bescheiden und jedenfalls realistisch bleiben. Beamtendienstrechte begründen die Versetzung in den Ruhestand nüchtern mit dem Leistungsverfall. Eine Phrase möchte ich hier teilen: In Ruhestand versetzt wird jemand, weil kein „ersprießlicher Beitrag zu leisten“ mehr zu erwarten ist. Zugegeben, das Statement ist in die Jahre gekommen, es antizipiert noch nicht die Lebenserwartung der heute 65-Jährigen: Frauen können heute damit rechnen, dass sie im Durchschnitt ein Lebensalter von 86,1 Jahren erreichen, rechnet die Statistik Austria vor - im Durchschnitt wohl gemerkt.

Was also mit dieser durchschnittlich langen Zeit tun? Es gibt dafür gut gemeinte Ratschläge wie: Tun, was frau immer schon wollte, Freiheit genießen, etc. Diese lassen mich aber etwas mutlos zurück: Wie macht frau das, wenn das bisherige Leben durch Struktur, Organisation, tickender Uhr, Zeitdisziplin funktionierte?

Die politikwissenschaftliche Literatur weiß, dass *policy change* und insbesondere *regime change* äußerst schwierige Unterfangen sind. Ob ein persönlicher *everyday*

life change selbstbestimmt gelingen kann, das mag ich ebenfalls bezweifeln. Denn was könnte dieser umfassen?

Die Antwort ist, neben, wie gesagt, mehr Freiheit genießen, oft: Endlich mehr Zeit für die Familie zu haben. Dies klappt bei mir aber vermutlich auch nicht mehr: Meine Enkelkinder sind ziemlich/fast erwachsen, jedenfalls brauchen sie niemanden mehr, die sie vom Kindergarten oder von der Schule abholt; und meinen Töchtern möchte ich „mit mehr Zeit für die Familie“ auch noch nicht zu nahe zu treten. Dennoch ein schlauer Rat aus meinem familiären Umfeld gefällt mir: Die Pension erlaube mir, die Effekte des bedingungslosen Grundeinkommens zu studieren, mich selbst als Testperson zu verstehen, mich teilnehmend zu beobachten, ob bei diesem Instrument was Sinnvolles herauskommen kann.

Es hat in meinem beruflich-akademischen Alltag nicht nur ein privates, sondern auch ein politisches Leben außerhalb der Uni gegeben. Bei außeruniversitären Seminaren in Einrichtungen der Erwachsenenbildung, bei der Mitarbeit in zahlreichen Beiräten lernte und lerne ich selbst viel und insbesondere viel anderes als aus der wissenschaftlichen Literatur. Diese Tätigkeiten möchte ich noch nicht aufgeben, ja vielleicht sogar noch einen Hauch mehr praktisch, an der Basis arbeiten, um Ergebnisse unmittelbarer zu erfahren.

Teil 3: Danke

Für manche ist der Zugang zur Universität nahezu selbstverständlich, für mich war die Mobilität ins universitäre System insbesondere möglich aufgrund politischer Reformen. Es war Glück, in einer Zeit Bildung und Ausbildung erfahren zu haben, in der Chancengleichheit in der politischen Arena einen prominenten Platz einnahm.

Einige Menschen, die mir persönlich und beruflich sehr nahe waren, die insbesondere vor der Zeit an der Universität Wien eine wichtige Mentor:innenschaft spielten, können heute nicht hier sein: Anton Pelinka und Barbara Schaeffer-Hegel. Ihnen werde ich für ihre Förderung stets in Dank verbunden sein.

Ich bedanke mich bei den vielen engagierten, interessierten, neugierigen, kollegialen, nach Wissen und Erfolg strebenden jungen Menschen der Forschungsgruppe INEX: Im Laufe der Jahre haben wir sehr gute und relevante Ergebnisse zustande gebracht: wir dürfen auf viele wichtige Publikationen verweisen und Eure Karrieren innerhalb und außerhalb der Universität, liebe Mitarbeiter:innen, machen mich stolz.

Ich bin dankbar den vielen wunderbaren Menschen, mit denen ich arbeiten, forschen und lehren durfte; die sich engagierten; die für sich und für Andere Wissen erreichen wollten und Wissensvermittlung ernst nahmen; die Neues und Interessantes im Kopf hatten und haben. Insbesondere möchte ich mich bei den Mitarbeiter:innen in der Forschungs- und Lehradministration bedanken – ihr ward „da“, ihr unterstützt umfänglich, ihr wusstet und wisst fast immer einen Weg, Situationen zu meistern.

Kurzum, ein großes Danke an alle, die die Universität sowohl zum sozialen Ereignis als auch zum Ort des freudigen Erkennens machen.

Schließlich: Danke an alle, die den heutigen Abend geplant und organisiert haben und ihn durchführen – namentlich Dani Rajic, Stefan Schreier, Leila Hadj Abdou und Ivan Josipovic. Danke auch Sophie Abraham für die wunderbare musikalische Begleitung.

Wie komme ich nun zum vorläufigen Ende? Ich versuche es mit einer Anekdote, die einen Eindruck über universitäre Überraschungen vermitteln mag und zum Schmunzeln veranlasst.

Ein chinesischer Student, der 2015 in Peking mein aufmerksamer Begleiter bei einer Sommerschule war, kam 2018/19 mit einem Stipendium nach Wien; es war gedacht, dass er hier ein Jahr lang studieren würde, Europa kennen lernen bzw. von und mit Europa lernen würde. Was tat er? Er ergatterte einen Praktikumsplatz beim NR-Wahlkampf der ÖVP, trat mit Lederhose vor der chinesischen Community in Wien auf, und war schließlich nicht nur von der professionellen Kampagne begeistert, sondern auch von seinem Hauptdarsteller.

Nun bin ich gespannt, welche angekündigten Überraschungen es heute noch geben wird!

Mittlerweile hat sich das Rätsel aufgelöst: Ein wunderbarer, grell-grüner Rucksack, gefüllt mit vielen anekdotischen Erinnerungen, Büchern, Zwiebeln, Spielen, einem Bild, einer Buchstabenkette etc. begleitet mich seither auf meinen neuen Wegen. 😊